

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 27

Artikel: Dominica Roncajoli
Autor: Bürki, Elsa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643440>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

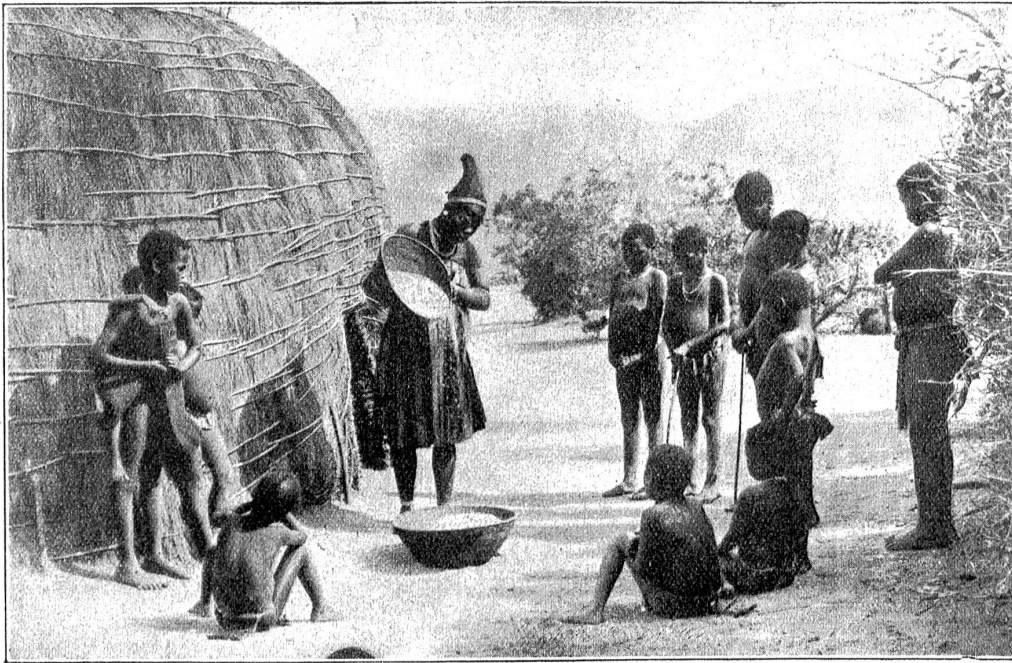
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Sonderung der Spreu vom Getreide durch — den Wind.

mann heuchelt darum Schmerzlosigkeit; auch wenn vor Angst gezittert wird, singt und tanzt man weiter. Die Greisin spreizt den jungen Mädchen die Beine auseinander und beschneidet sie. Mit blutenden Geschlechtsteilen tanzen sie weiter, immer stürmischer und wahnsinniger wird der Tanz. Er endet in Orgien und Verbrechen; Inzest, Ehebruch werden nicht gescheut und eifersüchtige Liebhaber erledigen ihren Zwist mit dem Dolche. Der Negerdichter René Maran schildert uns solch ein „Fest“ in seinem Romane „Batala“.

Dieser Höhepunkt des afrikanischen Frauenlebens erweckt in uns Europäern merkwürdige Gefühle. Wir verstehen den Brauch der Beschneidung nicht und wundern uns ob der orgiastischen Graufamkeit des Ganzafestes. Und wir sehen die Notwendigkeit und den Sinn der Zeremonie nicht ein.

Ob unsere Vorfahren ähnliche Feste feierten, darüber meldet uns kein Geschichtsbuch. Aus Analogieschlüssen müssen wir es aber vermuten. Auf der männlichen Seite sind noch Spuren vorhanden. Wir wissen von der heute noch im Gebrauch stehenden Beschneidung der Juden, die wie jene der Afrikaner einen rituellen Hintergrund besitzt. Die Geschichte des Mittelalters erzählt uns von den Leiden, die ein Geselle durchzumachen hatte, wenn er Meister werden wollte, und vielleicht bedeuten Examen und Maturität („Reifwerdung“) nichts weniger, als die bis zur Unkenntlichkeit veränderten Ueberreste und Spuren eines einstigen Brauches der „Mannbarmachung“, wie er bei den Primitive aller Erdteile noch zu Recht besteht. H. Zulliger.

Dominica Roncajoli.

Von Elsa Bürki, Bern. (Nachdruck verboten.)

In einem kleinen reben- und blumenumstandenen Häuschen am Lago Maggiore wuchs sie auf, die kleine Dominica Roncajoli. Die Sonne war ihr bester Freund und wenn sie auch in trüben Verhältnissen aufwuchs, war sie gleichwohl ein Sonnenkind. Ein Kind voller Frohsinn, voller Natürlichkeit, durchmischt mit jäher Leidenschaft. Sie hatte eine eigene Art, die wilden Haarsträhnen, die ihr oft ins erhitzte Gesicht hingen, mit einer einzigen Bewegung nach hinten zu schleudern. In ihrem weichen, braunen Oval glänz-

ten ein Paar tief-schwarze, große Mandelaugen. Wenn sie lachte und fröhlich war und man ihr in die Augen sah, schaute man in Märchenland. Aber wenn sie zornig war, die kleine Dominica, da mußte man erschrecken, so wilde, zügellose Flammen schlugen aus den im Zorne weit geöffneten Augen. Dann war es nicht mehr die kleine, übermütige Dominica, dann war es ein leidenschaftlich aufschäumendes Kind. Sie war Südländerin durch und durch. Nicht nur in ihren raschen Bewegungen, ihrem sprudelnden Wortschwall, auch im Lachen! Ein sonniges Lachen! — —

Ihre Mutter, eine einst heißblütige Sizilianerin, die immer noch Spuren früherer, großer Schönheit trug, war eine früh verblühte Frau. Die unglückliche Ehe, die rohe, brutale Natur ihres Mannes und das nagende Heimweh nach ihrer sizilianischen Heimat und nach dem weiten Meer hatten sie früh zu einer alternden Frau gemacht — zu einer müden Frau. Nur ihre Glutaugen vertieteten zuweilen, daß dann und wann ihr Blut noch klopfte!

Sie hatte fünf Kinder geboren, nur Dominica lebte. Ein Junge ertrank im See und drei Kinder kamen tot zur Welt. Daran war wohl die Brutalität ihres Mannes schuld. — Gut, daß nur Dominica lebte. Mit ihrem spärlichen Verdienst hatte sie Mühe, sich und dieses einzige Kind durchzubringen. Lange schon mußte sie für ihren und ihres Kindes Unterhalt selber sorgen.

Als sie geheiratet, war Giovanni Roncajoli ein fleißiger, guter Mechaniker gewesen. Von Geburt ein Tessiner. Sie kam von Sizilien in den Tessin in Dienst, lernte Giovanni kennen und dieser führte sie als seine Frau in sein kleines, rosentrot bemaltes Häuschen am sonnigen Lago Maggiore. — Aber von Anfang an litt sie schwer unter dem wilden Jähzorn ihres Mannes. Sie versuchte immer und immer wieder dieses Uebel an Giovanni auszugleichen, und es wäre ihr vielleicht um ein Weniges gelungen, wenn nicht nach und nach die Trunksucht über Giovanni gekommen wäre. Sie häumte sich dagegen auf, versuchte dies, versuchte das, aber Giovanni kam in schlechte Gesellschaft, und aus dem arbeitsfreudigen Manne wurde ein arbeitscheuer Trunkenbold. Langsam flohen das Glück und der Friede aus dem niedern Häuschen am See mit dem Garten voller Blumen davor, und wenn schon die Sonne von morgens früh bis abends spät das Häuschen umkostete und aus jeder Mauerritze Rosen blühten — die Sonne konnte kein Glück mehr ins Innere zaubern. Aus dem fleißigen Mechaniker Giovanni Roncajoli wurde ein fauler Fischer, ein Fischer, der, wenn er morgens die Fische, die er gefangen, in den Hotels abgeliefert, den Verdienst, den er dafür bekam, vertrank. Frühling, Sommer und Herbst schlief er des Nachts im Schiff auf einer Matratze oder trieb sich sonst irgendwo herum. Nur über die kurze Winterszeit kam er nachtsüber nach Hause. Das war die böseste Zeit für Maria Roncajoli und Dominica. Dominica kannte ihren Vater nicht anders als trunken und fluchend, und wenn er oft mit

rohen Händen nach ihr griff und ohne Grund zuschlug, flammten ihre Augen düster auf und ein unkindlicher Haß brannte in ihnen. Dann stund wohl auch Maria Roncajoli vor ihren Mann, deckte ihr Kind und es fielen zornige Worte aus ihrem verbitterten Munde. Und wenn ihr dann bewußt wurde, daß ihr Kind zuhörte, nahm sie die Dominica bei der Hand und setzte sich mit ihr unten ans Seeufer. Alles, was die einsame Frau noch an Liebe und Güte in sich vorfand, ließ sie ihrer Dominica zukommen. Sie schuf der Kleinen Kinderland, wo sie nur konnte.

So wuchs Dominica zwischen Rosen und Dornen auf, vergaß ob den Rosen die Dornen und war ein tolles, übermütiges Südländskind. Das Sonnenkind der vergrünnten, einst so lebensfrohen Sizilianerin. Nur eines machte der Mutter oft schwere Sorgen; wenn sie sah, wie viel ererbte Leidenschaft schon in der kleinen Dominica steckte. Genau mit derselben Bewegung hatte Giovanni einst den Kopf in den Nacken geworfen, genau dieselben Flammen loderten aus seinen Augen, wenn der Zorn in ihm hochsprang und genau das sorglose, tiefe Lachen hatte er damals — damals vor vielen Jahren! —

Oft nahm die Mutter Dominica auf ihre Knie und erzählte ihr von ihrer Heimat, von den gelben, gelben Orangen- und Zitronenhainen, von rauschenden Palmengärten, vom Meer, dem weiten, weiten, wie es rauschte und raunte und peitschte und brandete, von der Ebbe und der Flut, und in des Kindes Augen kam ein weltfremder Zug und zwischen halbgeöffneten Lippen blinkten weiße Zähne. Etwas konnte die Kleine nicht verstehen, daß ihre Mutter von einem guten Vater erzählte, den sie so lieb gehabt. Gab es denn auch gute Väter? — Und wenn die Mutter aufgehört hatte mit erzählen, ihre Augen drüben das andere Ufer des Sees suchten und sie dabei dachte, wie jetzt wohl das Meer aussehen möchte zu Hause, da kosteten kleine, braune Hände ihre eingefallenen Wangen und wedeten sie aus Glücksträumen. — Und dann mußte die Mutter wieder von vorne zu erzählen anfangen.

Es war ein klarer, seltener Herbsttag. Wie flüssiges Silber gleißte der See. Im Garten der Maria Roncajoli blühten schmalblättrige Dahlien, zinnoberröte Mumpeorien und scharlachrote Geranien. Hortensien dufteten, und in der Luft lag ein süßer Geruch von Trauben und Feigen. Frau Roncajoli saß unter der Haustüre und strickte für fremde Leute. Einer ihrer kärglichen Verdienste. Vom See drunten hörte sie Dominica lachen und tollern. Da kam sie herangejagt, im schwarzen Haar blutrote Rosen. Ihr Gesicht glühte und ihre Augen glänzten. An ihrem kurzen Röckchen hatte sie mit Stecknadeln ein langes, weißes Tuch angeheftet, das sollte ihr wohl als Schleppe dienen. Sie war noch nicht bei ihrer Mutter angekommen, so erzählte sie schon, sie hätte mit Luigi Hochzeit gehabt. Der Carlo sei der Priester gewesen. „Der Luigi hat mir die Rosen ins Haar gesteckt und mich nachher auf die Lippen geküßt.“ Sie hob den Kopf ihrer Mutter mit beiden Händen empor und zeigte ihr, wie der Luigi sie geküßt habe. „Aber weißt du, der Luigi ist ekelig. Er hat mich nachher, wie ich schon nicht mehr seine Frau war, noch einmal küssen wollen, da habe ich ihm das Gesicht zerkratzt.“ Empört sprudelte sie das alles heraus, riß sich dann die Rosen aus dem Haar, die Schleppe weg und tollte wieder davon. —

Und am Abend, als die Mutter die Kleine zu Bett brachte, fragte Dominica, ob der Vater sie an ihrer Hochzeit auch geküßt habe? Und ob nun der Luigi nie mehr mit ihr Hochzeit haben würde, weil sie ihm das Gesicht zerkratzt? „Das wird der Luigi schon wieder vergessen“, tröstete die Mutter und „Dominica“, sagte sie, „weißt du, ein so großes Mädchen wie du bist, läßt sich nicht mehr von Knaben küssen.“ — „Aber es war doch schön“, tröste Dominica, schon halb im Schlaf.

Am nächsten Morgen hatte die Kleine lange vergessen, daß sie ja mit Luigi haderte und ihn gekratzt hatte. Als

sie in die Schule kam und sich an ihren Platz setzen wollte, stund der Knabe plötzlich vor ihr. Er war schon ein großer Bub, der Luigi, einen Kopf größer als die Dominica und auch zwei Jahre älter. Da gewahrte Dominica vier rote Kratzer auf Luigis Wange und da kam ihr der gestrige Nachmittag in den Sinn. „Dein Kratzen sollst du büßen, Hexe“, drohte der Luigi und sah sie funkelnd an. Dominica sah verächtlich an ihm vorbei, warf den Kopf in den Nacken und sagte: „Du gehst mich gar nichts mehr an, ich bin schon lange nicht mehr deine Frau. Und wenn du mich noch einmal küssest, krake ich dir deine Augen aus.“ Des Knaben Hand fuhr nach ihrem Kopf, um daran zu reißen, aber blitzschnell hatte sich Dominica gedreht und biß ihm ein wundes Mahl in den Unterarm. Da ließ Luigi Dominica fahren und setzte sich wütend an seinen Platz. Oft noch schaute er drohend zu ihr hinüber während des Unterrichts, aber jedesmal warf die Kleine hochmütig den Kopf in den Nacken und schürzte verächtlich die Lippen. —

Aber am andern Tag hatten sie beide vergessen, daß sie nicht mehr gut Freund sein wollten und tollten wie sonst miteinander umher. —

Eines Abends hieß Frau Roncajoli Dominica fertige Strümpfe nach der Piazza Grande tragen. Sie selber ging im Zwielicht noch in den Garten und schnitt Rosen und Dahlien. Die wollte sie morgen früh zur Madonna hinauf tragen und Hilfe von ihr erflehen; denn die letzten Tage war Giovanni ärger als sonst und kam nie mehr zur Trunkenheit hinaus. Als sie einen großen Strauß der schönsten Blumen geschnitten und denselben in die Küche trug, saß Giovanni am Tisch. Sie erschrak vor seinem Aussehen. Er sprach kein Wort, aber im Weißen seiner Augen stunden Blutflecken — ein böses Zeichen! Sorgsam stellte sie die Blumen ein, die ihr mit zur Fürbitte helfen sollten. Dann legte sie Giovanni das Abendessen vor, kalte Polenta und Wein. Er stieß es beiseite. „Gib Geld“, herrschte er sie an und schon leuchtete seine Brust. „Ich habe keines“, sagte sie so ruhig als möglich und ihr Herz trampfte sich zusammen. Nun gab es wohl wieder eine jener Szenen, die sie so fürchtete! Giovanni wiederholte seinen Befehl und erhob sich drohend. Da hob sie ihre leidvollen Augen zu ihm auf, trat auf ihn zu und sagte: „Giovanni, wo soll ich Geld hernehmen, wenn ich keines habe? Ich habe Dominica mit Strümpfen zum Abliefern geschickt, vielleicht bringt sie Geld heim. Aber warum vertrinst du noch das wenige Geld, das ich für Dominica und mich erarbeiten muß und das kaum langt für das bescheidene Essen? Wann kommt wohl die Zeit, wo du einsehst, daß es nicht mehr so weitergehen kann? Wenn du nicht an mich denkst, dann denke wenigstens an Dominica? Glaubst du —“ Sie kam nicht weiter. Mit breiter Faust schlug Giovanni seiner Frau ins Gesicht. Mit einem einzigen Aufschrei brach Frau Roncajoli zusammen. — Mit weitauferissenen Augen in angstentstelltem Gesicht stand Dominica unter der Türe und wie die Mutter der fürchtbare Schlag traf, packte Dominica den lehnenlosen Küchenstuhl, auf dem Giovanni vorher gesessen und schleuderte ihn mit aller Kraft gegen den Vater. Krachend zerbrach der Stuhl an der Wand. Er war hart an Giovanni's Kopf vorbeigeschlagen. Dann stürzte sie aufschreiend zur Mutter. Halb wahninnig vor Zorn, mit blutunterlaufenen Augen wankte Giovanni auf Dominica zu, blieb aber plötzlich ernüchtert stehen. Aus Mund und Nase Dominicas Mutter floß Blut. — Fluchend verließ er das Haus. —

Maria Roncajoli erholte sich schwer von diesem Schlag. Es war, als wäre ihr Giovanni's Faust nicht nur ins Gesicht, sondern mitten ins Herz gefallen und hätte ihr ganzes Sein und Leben zerfchlagen. Von jenem Abend weg war auch Dominica nicht mehr das fröhliche Sonnenkind. Ein grübelnder Zug kam in ihre Dunkelaugen und wenn sie, was sie zu vermeiden suchte, ihrem Vater begegnete, biß sie auf die Zähne und sah verächtlich an ihm vorbei. Und

wenn es doch geschah, daß sie dem Blick ihres Vaters begehrte, schienen Dominicas Augen herauszufordern: „Was tust du eigentlich bei uns mit deinen blutbefleckten Fingern und issest uns das letzte Stücklein Brot weg? Und nimmst der Mutter das letzte Bißchen Lebenskraft?“ Dann lachte Giovanni auf, schlug mit der geballten Faust auf den Tisch — aber gegen seine Frau hob er nie mehr den Arm. Ihr weißes Gesicht und die Augen, in denen er so vieles las, lähmten seinen Arm. Und dann war die Dominica da, die über ihrer Mutter wachte. — (Schluß folgt.)

Die 1. Augustsammlung 1925 für die Taubstummen und Schwerhörigen.

Das Ohr verriegelt, der Sprache beraubt,
So geht die dürstende Seele
Durch die Welt dahin, die nicht ahnt, nicht glaubt,
Daß Geist in der Stille sich hehle.

Und sieht denn Keiner, daß Höllenpein
Die arme Seele umnachtet,
Wenn sie gesundes, blühendes Sein
Mit hungerndem Auge betrachtet?

Die Seele hört, die Seele spricht,
Die Seele will immer fragen
Und begreift das graufame Schicksal nicht,
Das dunkle, schwere Versagen!

Wohl an die 8000 Seelen in unserm Vaterlande hat dieses Schicksal betroffen und noch größer ist die Zahl der Schwerhörigen aller Grade. Denen soll nun die diesjährige 1. Augustfeier-Sammlung zugute kommen, wie vor zwei Jahren den Blinden, deren Zahl viermal geringer ist. — Das Leiden der Blinden ist äußerlich sinnfällig und spricht stärker zu unserer Phantasie, zu unserm Gemüt; aber von der stillen Tragödie der Taubstummen, wie sie in den obigen Versen angedeutet ist, von den schweren Entbehrungen der Schwerhörigen und Spätertaubten, welche den Verlust des längere Zeit innegehabten köstlichen Gehörs viel tiefer empfinden müssen als Taubgeborene — von alledem haben die Wenigsten eine richtige Vorstellung. Wer von den Vollstimmigen kennt die Qualen der innern und äußern Einsamkeit, denen die Gehörberaubten ausgefetzt sind, das Ausgeschlossensein von den edelsten geistigen Genüssen, das wirtschaftliche Elend der Ausbeutung und dergleichen mehr?

Wohl wird seit Anfang des 19. Jahrhunderts — also erst mehrere Jahrhunderte nach der Geburt des göttlichen Lehrmeisters der Liebe — für Unterricht und Erziehung der taubstummen und schwerhörigen Kinder in opferwilliger Weise gesorgt, aber leider noch nicht überall und noch nicht in der dringend erwünschten Weise; noch wachsen da und dort solche ohne oder doch nur mit ganz unzulänglicher Bildung heran, noch bedarf der Unterricht Gehörgeschädigter selbst gründlicher Reformen, die aber aus Mangel an finanziellen Mitteln nicht durchgeführt werden können, beispielsweise zur Erzielung besserer Unterrichtsergebnisse, strengere Scheidung der Schüler nach den geistigen Fähigkeiten und den Graden der Gehörreste, was alles Spezialanstalten erfordern würde (die vorhandenen genügen dem Bedarf noch lange nicht).

Mit der Entlassung der Taubstummen und Schwerhörigen aus der Schule sind aber ihre Nöte und Schwierigkeiten noch nicht zu Ende, ja für die meisten beginnt erst eine lange Reihe von Enttäuschungen und Widerwärtigkeiten. Nur zu leicht zerstört das rauhe Leben das mühsame Werk ihrer Bildung; einer sie wenig verstehenden Umgebung überlassen, von den zahlreichen Fortbildungs- und Erbauungsgelegenheiten der Hörenden ausgeschlossen, verkommen ihr Geistes- und Seelenleben nur zu rasch und wehrlos sind manche der Gewissenlosigkeit anderer preisgegeben. Wie schwierig ist schon ihre Berufsbildung, wie mühsam der persönliche Verkehr mit ihnen usw.

So sind es viele der geistigen, sittlich-religiösen und sozialen Nöte der Gehörgeschädigten, mehr und tiefer gehend, als man gemeinlich annimmt; nur sind sie nicht so offensichtlich wie bei den Blinden, erheischen aber darum nicht weniger Abhilfe. Diesen Nöten kann gesteuert werden durch: Verallgemeinerung und Vervollkommnung des Taubstummen- und Schwerhörigenunterrichts und besserer Vorbildung ihrer Lehrkräfte, durch kundigere Berufslehre, zum Teil in besonderen Werkstätten, und geistige Fortbildung, überall durch eigens geschulte Lehrkräfte, besondere Pastration und praktische soziale Fürsorge, wie z. B. durch Errichtung und Unterhalt von Berufs- und Altersheimen für Gehörgeschädigte beider Geschlechter unter sachverständiger Leitung, und anderes mehr.

Von größter Bedeutung wäre aber die Verhütung dieses von allen europäischen Staaten am stärksten in der Schweiz verbreiteten Gebrechens. Die geeignetste prophylaktische Maßregel wäre eine gründliche Taubstummen- und Schwerhörigenzählung auf sachmännischer Grundlage, d. h. unter Mitwirkung von Ohrenärzten, Taubstummenlehrern und andern Sachleuten, zur Erforschung der Ursachen des Gehörmangels, womit auch die Möglichkeit zur Beseitigung oder wenigstens starken Verminderung derselben gegeben wäre.

Der Leser wird nun selbst beurteilen können, welcher Mittel es zu alledem bedarf, und er wird im glücklichen Besitz seines gesunden Gehörs, das ihm die ganze, aber auch ganze Welt des Geistes und der Harmonie zu erschließen vermag, am 1. August gern sein Dankeschreiben beisteuern zugunsten seiner um einen so hochwichtigen Sinn, das „Organ der Seele“, verkürzten Mitmenschen, der weniger glücklichen Mitbewohner seines schönen Vaterlandes!
E. S.

Politische Wochenschau.

Die vergangene Berichtswoche — wir haben es hier immer mit der vorvergangenen Woche zu tun, auf die wir zurückgreifen müssen — hat keine Sensationen großen Stiles gebracht. Der gewaltsame, aber unblutige Regierungswechsel in Griechenland hat niemanden schwer aufgeregt, da es sich nicht um eine Aenderung der Staatsform, etwa um Wiedereinführung der Monarchie, sondern einfach bloß um einen Personenwechsel handelte. Am 25. Juni war es, als die Offiziere der Garnison in Saloniki plötzlich Besitz ergriffen von den Bureaus des Generalstabes, den Post- und Telegraphengebäuden und den Kasernen und in einem Manifest die Demission von Michalakopoulos und die Einsetzung einer Militärregierung unter dem Vorsitz von General Pangalos verlangten. Die Flotte unter Admiral Hadjikiriatos schloß sich der Bewegung an, und damit war dem bisherigen Ministerpräsidenten die Situation klar. Er wich der Gewalt und löste seine Regierung auf. Die neue unter der Führung von Pangalos will die griechisch-nationale Sache energischer vertreten, als es Michalakopoulos gegenüber der Türkei und neuestens gegenüber Jugoslawien getan hat, und erwartet vom Parlament eine Bestätigung seiner Richtlinie, ansonst es in die „langen Ferien“ geschickt wird. Auch das Parlament wird gute Miene zum bösen Spiel machen, weil Pangalos entschlossen ist, auch ohne die Volksvertreter zu regieren.

Die Welt erstaunt, wie gesagt, über derartige Vorgänge nicht mehr. Es geht ja in den meisten Ländern ohne Parlament, wenigstens da, wo diese Einrichtung noch jung und unerprobt ist. Die Diktatur scheint für gewisse Länder die für ihre Uebergangszeit gegebene Staatsform zu sein. Seit vier Jahren herrscht sie in Ungarn und in der Türkei, seit zwei und drei Jahren in Italien und Spanien und in Jugoslawien hat das Parlament wenig mehr als